



Leseprobe aus Schwabe, Praxisbuch Fallverstehen und Settingkonstruktion,
ISBN 978-3-7799-6404-9 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6404-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6404-9)

Inhalt

1	Einführung: Die drei zentralen Begriffe und ihr Zusammenhang	9
2	Fallverstehen	40
3	Bitte nicht helfen (I)	66
4	Hilfeplanung in Krisen (I): Das aktuelle Setting durch Unterstützung und Flexibilisierung erhalten	86
5	Hilfeplanung in Krisen (II): Das aktuelle Setting durch neue Elemente ergänzen und erhalten	107
6	Hilfeplanung in Krisen (III): Ein neues, passendes Setting entwickeln	118
7	Settingkonstruktion (I): Familie als zentrales Setting(-element) entdecken und aufbauen	136
8	Typenbildung und Settingkonstruktion	164
9	Settingkonstruktion (II): Kreative, originelle Settings und ein „Notnagel“	196
10	Settingkonstruktion (III): Chancen und Risiken von Settings mit Zwang	218
11	Settingkonstruktion (IV): Chancen und Risiken von niedrigschwelligen, aushaltenden Settings mit erweiterten Freiräumen und heruntergefahrterer Aufsicht/Kontrolle	255
12	Zwei Verfahren zur Settingkonstruktion	287
13	Machbarkeit bzw. Unwägbarkeit von Passungen	323
14	Bitte nicht helfen (II)	344
15	Kooperationen, Risikopartnerschaften und Meta-Settings	365

16 Hilfreiche und ungünstige Haltungen von Helfer*innen in Krisen	419
Postskriptum: Unterwegs zu einer Theorie des Fallverstehens	444
Literatur	466

1 Einführung: Die drei zentralen Begriffe und ihr Zusammenhang

Die meisten Leser*innen werden *Systemsprenger* gesehen haben, den Film der Regisseurin Nora Fingscheidt über die erst neunjährige Benni, die von einer Hilfe zur nächsten durchgereicht wird und nirgendwo bleiben kann. Dass eine dermaßen komplexe und verfahrenre Hilfsituation so viel öffentliches Interesse zu wecken vermag, dürfte eine positive Entwicklung darstellen. Damit kommt auch die Jugendhilfe – nach Schule (z. B. „Die Klasse“, „Jonas“, „Fuck you Göthe“) und der Kinder- und Jugendpsychiatrie („Vincenz Will Meer“ oder „Vier Könige“) – über das Medium Film in der Mitte der Gesellschaft an. Das ermöglicht öffentliches Nachfragen und interessierte Dialoge zwischen Bürger*innen und Professionellen, wie sie zum Filmstart 2019 in mehreren Städten organisiert wurden.

Es ist von verschiedener Seite betont worden, dass der Film die Vertreter*innen des Helfersystems als engagiert und menschlich sympathisch darstellt und ihnen keine Schuld dafür zuweist, dass die Hilfeversuche immer wieder scheitern. Der Film folge eher dem Konzept einer Tragödie: Schuldlos schuldig wären sowohl Benni, die mit ihren so berechtigten wie maßlosen Liebeswünschen alle Akteur*innen überfordert und in den Rückzug treibt, wie auch die Helfer*innen, die jeweils ihr Bestes geben, ohne dass daraus ein gemeinsam getragenes und wirkungsvolles Konzept entstehen würde. Der Film verhalte sich angesichts dieser Tragödie respektvoll, weil er sich jeder Hoffnung enthalte, dass es für diese Hilfsituation eine (leichte) Lösung geben könnte. Er ende bewusst offen, weil alles möglich ist: Sprung in den Selbstmord, aber auch Abheben zu einem Neuanfang. So kann man den Film sehen.

Als professionelle Jugendhilfe-Arbeiter*innen können wir den fiktionalen Charakter betonen und auseinandersortieren, was realistisch dargestellt und was dramaturgischen Erwägungen geschuldet ist (Baumann 2019). Wir können uns den Film aber auch probeweise als einen Spiegel vorhalten, in dem wir eigene Schwächen und Fehler erkennen können. Damit würde sich einiges verschieben. Denn bei allem guten Willen, den die verantwortlichen Akteur*innen zeigen, als besonders professionelle Hilfeplaner*innen bewähren sie sich nicht. Sie sind in eine fatale Dynamik verstrickt, die wir alle kennen, aber nicht gutheißen können: Die Mitarbeiterin des Jugendamts steht unter Dauerdruck, weil ihr die Hilfen immer wieder wegbrechen. Sie kann nicht in Ruhe überlegen – dafür steht ihr offensichtlich auch kein Team zur Verfügung –, was ein gutes *Hilfekonzept* für Benni wäre und wie ein halbwegs tragfähiges Setting

aussehen müsste, welches das Mädchen länger als zwei, drei Monate aushält (Schwabe 2006/2019, 90 ff).

Damit gibt die Mitarbeiterin des Jugendamts die Fachlichkeit aus der Hand: Aktionismus statt Fallverstehen. Hilfeangebote werden wie Strohhalme angenommen und Settings wie aus Streichhölzern gebastelt, sie zerbröseln aber auch so schnell wie diese fragilen Materialien: die erste Wohngruppe, die bereits die dritte ist; die Inobhutnahmestelle, die Perspektive Mutter, der Einzelfallhelfer Micha, die Pflegefamilie mit dem kleinen Jungen. Alles zerbricht, kaum dass es etabliert ist.

Ich behaupte: Alle Angebote und Bastelversuche enthalten durchaus konstruktive Potenziale, hätten sich aber bei genauerer Prüfung in der unmittelbaren Weise ihrer Realisierung als nicht tragfähig gezeigt. Die Idee einer Einzelbetreuung von Benni in einer Hütte im Wald stellt einen guten Ansatz für die *Settingkonstruktion* dar. Aber was kann es bringen, einen frisch gebackenen Familienvater für drei Wochen mit einem Mädchen in den Wald zu schicken? Dass der sich mit diesem Kind und dieses Kind mit ihm in eine Nähe verstricken, die Erwartungen weckt, die nicht erfüllbar sind, kann man voraussehen. Ein 25-jähriger Sozialpädagoge, der bisher überwiegend mit jugendlichen Straftätern gearbeitet hat, kann das nicht wissen. Eine halbwegs erfahrene Hilfeplanerin aber schon. Sinnvoll wäre es gewesen, für dieses Setting drei Betreuer*innen zu finden, die sich alle acht bis zehn Stunden abwechseln, damit Benni erleben kann, dass es nicht die oder der Eine sein kann, die ihren Hunger nach Liebe zu stillen vermag, sondern dass dazu mehrere nötig sind, die ihr alle etwas, aber nicht alles geben können. Überlappende Betreuungszeiten im Wald mit gemeinsamen Bau- und Kochaktionen und Supervision wären nötig gewesen, um aus diesen drei Mitarbeiter*innen ein Kernteam aufzubauen, das nach vier bis sechs Wochen Betreuungszeit im Wald eine kleine Wohngruppe in einem Dorf oder in der Peripherie einer Stadt aufbauen kann: Dort wird zunächst nur Benni aufgenommen und nach zwei, drei Monaten – denn das braucht sie für ihre Entwicklung – ein zweites und sogar ein drittes Kind. *Beziehung* – ja unbedingt, aber dosiert und verteilt auf mehrere Personen, auch wenn aufgrund von Fallverstehen klar wäre, dass Benni bald einen Liebling unter den Betreuer*innen haben wird und mindestens einen, den sie ablehnt und bekämpft. Einen, den sie idealisiert und aussaugt, und einen, den sie hasst und verächtlich macht. Wobei diese Rollen starr bleiben oder wechseln können, das weiß man noch nicht.

Nur aus einem solchen reflektierten Zusammenspiel mehrerer Fachkräfte in einer Betreuung hätte Benni etwas über Beziehungen und den ganz normalen Anteil von Enttäuschung in jeder Beziehung lernen können. Nur in einem Team, das sie und sich selbst gut kennt und zusammenhält, hätte Benni ihre auseinanderstrebenden Anteile auf verschiedene Personen verteilen und spalten können, ohne dass dieses auseinanderbricht. Nur in einem solchen

Setting – darauf hat Bruno Bettelheim immer wieder hingewiesen – kann dann irgendwann auch eine schrittweise Integration der ambivalenten Anteile – Liebe und Hass – bei Benni stattfinden (Bettelheim 1975, 25 f und 256 ff).

Auch die Idee mit der Mutter birgt Potenziale. Wie denn nicht, wenn sich Benni nichts sehnlicher wünscht als bei ihrer Mama zu leben? Nur hätte jemand vorher intensiv prüfen müssen, wie es um die inneren Kräfte dieser Frau bestellt ist. Gut möglich, dass sie es mit intensiver Unterstützung schafft – sie zieht mit allen drei Kindern in eine Eltern-Kind-Wohngruppe und wird Schritt für Schritt dabei unterstützt, für Benni in Ruhe da zu sein (während die Geschwister betreut werden). Auf diese Weise könnte sie aber auch lernen, ihrer Tochter Grenzen zu setzen und altersangemessene Enttäuschungen zuzumuten. Man würde damit rechnen, dass Benni ihre Mutter ständig belagert und ihre Grenzen nicht akzeptiert, ausrastet und sie wüst beschimpft oder schlägt. Auch von dieser Eltern-Kind-Wohngruppe wird Benni weglaufen und sich draußen erneut gefährden. Aber wenn sie zurückgebracht wird, weiß sie, dass es weitergeht mit ihrer Mama und den Mitarbeiter*innen und anderen Eltern, die der Mama den Rücken stärken und deren kleine und kleinste Veränderungsschritte in Richtung Präsenz und Konsequenz würdigen (solche Elterngruppen stellen ein wichtiges Settingelement bei SIT dar, siehe Kap. 7.2). Aber auch in einem solchen Setting braucht Entwicklung Zeit. Wahrscheinlich muss man Benni dort eine Zeitlang mit drei, vier Personen festhalten, wenn sie – wie im Film gesehen – andere erheblich gefährdet, oder einen Auszeit-Raum für sie einrichten (Schwabe 2008, 105 ff), damit sie in einer solchen Familiengruppe ausgehalten werden kann und selbst kein schlechtes Gewissen haben muss, wenn sie wieder einmal komplett ausrastet. Das wird eine Weile noch mit dazugehören zum Alltag. Das Procedere – wer hält Benni, in welchen Situationen, mit welchen Griffen (Achtung Gesicht!) wie lange fest? – muss vorher unter den Helfer*innen genau abgesprochen, im Hilfeplan festgehalten und Benni so gut es geht erklärt werden.

Klar ist: Eine tragfähige Mutter-Tochter-Beziehung zwischen Benni und ihrer Mutter aufzubauen braucht Zeit und viel Unterstützung. Aber am Ende könnte Benni das bekommen, was sie sich so sehnlich wünscht: zusammenzuleben mit ihrer Mutter (und ihren Geschwistern).

Aber ist die Mutter dazu in der Lage? Reichen ihre inneren Kräfte für ein solches Projekt aus? Kann sie selbst auf eine Zeit von guter Bemutterung im Rahmen ihrer Biografie zurückgreifen oder empfindet sie selbst ein großes Loch im eigenen Selbst? Vielleicht befindet sie sich selbst erst im Entwicklungsalter von vier, fünf Jahren auf der Suche nach Liebe für sich und verfügt über zu wenig innere Ressourcen, um Mutter sein zu können, überhaupt oder zumindest für Benni? Dann stünde ein schmerzlicher Prozess der Trennung an, für die man ihr helfen müsste, die richtigen Worte gegenüber Benni zu finden, um sich für die nächsten drei Jahre konsequent von dieser zurückzuziehen.

Vielleicht muss sie dazu umziehen, damit Benni nicht mehr unangemeldet bei ihr vor der Türe stehen kann. Vielleicht muss sie sogar zustimmen, auf das Wissen zu verzichten, wo sich ihre Tochter aufhält, um dieser nicht doch wieder falsche Hoffnungen zu machen (und um zu verhindern, dass Benni zu ihr läuft). Wenn man zu der Einsicht kommt, dass ihre Kräfte bei bestem Willen nicht ausreichen, darf die Mutter Benni abgeben und braucht trotzdem weiter Unterstützung, um halbwegs gut für sich selbst und die beiden anderen Kinder sorgen zu können. Denn dann fehlt es ihr an vielem.

Um diese Frage beantworten zu können, müsste man mehrere Gespräche mit der Mutter führen und ihre Freundinnen, vielleicht auch Partner befragen, die sie in den letzten Jahren kennengelernt und beobachtet haben. Dabei müsste man der Mutter das Gefühl geben können, dass das, was immer am Ende einer solchen offenen (!) Prüfung herauskommt, gut ist. Dass sie so – mit elterlicher Präsenz – oder so – durch das Ermöglichen einer Trennung – eine gute Mutter für ihr Kind sein kann. Aber die Hilfeplanung der Jugendamtsmitarbeiterin sieht so etwas nicht vor. Sie scheint zu glauben, dass es eine Frage des guten Willens ist, ob Benni in den Haushalt der Mutter zurückkehren kann. Vermutlich mit der üblichen flankierenden Familienhilfe, zweimal die Woche zwei Stunden. Dass die Mutter sich nur dazu durchringen muss. Aber so kann daraus nichts werden, das hätte klar sein müssen. Der Rückzieher der Mutter ist eine konsequente Antwort auf eine Hilfeplanung ohne Grundlage.

Selbst die Idee mit der älteren Pflegemutter und dem deutlich kleineren und schwächeren Jungen mit Behinderung muss nicht ganz verkehrt gewesen sein. Diese Frau hätte durchaus eine mütterliche und zugleich anregend-kultivierte Atmosphäre bieten können, die Benni als Ersatz-Zuhause annehmen kann. Hauptsache keine Heimgruppe mehr, denn davon hat sie die Nase voll! Allerdings hätte diese Frau ständig eine zweite Kraft in den Haushalt mit aufnehmen müssen, einen kräftigen Mann wie Micha, der in der Lage ist, Benni beim ersten Anzeichen von Irritation, noch bevor sie handgreiflich wird, blitzschnell aus Situationen herauszunehmen, in denen sie sonst ausflippen und den kleinen Jungen in Gefahr bringen würde. Denn die Verletzlichkeit des kleinen Jungen stellt einerseits eine Chance auf die Entwicklung der *Fähigkeit zur Besorgnis* bei Benni (Winnicott 1974 b, 93 ff) dar, aber andererseits auch die Achillessehne des Settings. Das hätte klar sein müssen. Eine Situation wie auf der Eisbahn, in der zwei Erwachsene am Rand stehen und Benni ungehindert agieren und den kleinen Jungen fast umbringen kann, hätte es nicht geben dürfen.

Gut möglich, dass keines der drei skizzierten Settings schon das Passende darstellt (siehe Kap. 13). Aber zumindest wird deutlich geworden sein, welche Rolle *Fallverstehen*, *Hilfeplanung* und *Settingkonstruktion* spielen und wie viel Sorgfalt und Umsicht sie verdienen. Dabei behaupte ich nicht, dass wir immer und überall helfen können. Nein: Das Buch wird die Grenzen der Jugendhilfe,

von Hilfe überhaupt, an mehreren Stellen sehr deutlich thematisieren. Manchmal kann man nur ganz wenig oder gar nichts Hilfreiches tun (siehe vor allem Kap. 14). Aber bis wir an diese Grenzen kommen, gibt es viel zu verstehen und man kann vieles versuchen.

Dieses Buch gründet auf viele Jahre beruflicher Erfahrungen als Sozialpädagoge im Gruppendienst, als Leiter einer Erziehungshilfeeinrichtung, als Supervisor, als Konzeptberater von Wohngruppen und Mitarbeiter der Qualitätsagentur Erziehungshilfe (www.qualitaetsagentur-erziehungshilfen.de). Es gründet aber auch auf dem Wissen, Verstehen und dem geistigen Vergnügen, das mir andere Bücher geboten haben. Es entfaltet seinen Nutzen vermutlich am besten, wenn man es zusammen mit sechs anderen Büchern denkt und anwendet: Mit „Methoden der Hilfeplanung“ (Schwabe 2019 c), mit „Familien begleiten“ (Kron-Klees 1998), mit „Was tun mit schwierigen Kindern?“ (Henkel/Schnappka/Schrappner 2001), mit „Erziehungshilfekarrieren“ (Hamburger 2008), mit Menno Baumanns „Kinder, die Systeme sprengen“ (Band 1 und 2, Baumann 2013 und 2020) sowie mit „Pädagogik mit schwierigen Jugendlichen“, das ich zusammen mit Burkhard Müller verfasst habe (Müller/Schwabe 2009).

Im Mittelpunkt des aktuellen Buches stehen die drei Begriffe *Fallverstehen*, *Hilfeplanung* und *Settingkonstruktion* und deren Zusammenhang mit Blick auf Kinder und Jugendliche, die als schwer belastet betrachtet werden und die andere – Peers und/oder Eltern und/oder Helfer*innen – schwer belasten. Aus verschiedenen Gründen können die meisten dieser Kinder zurzeit nicht zu Hause bei ihren Eltern leben. Deswegen müssen aktuell oder mussten bereits vor einiger Zeit Orte, Personen und Arrangements gefunden werden, an bzw. mit denen sie leben und sich entwickeln können; oder in bzw. von denen sie zumindest so lange wie möglich ausgehalten werden können, bis sie irgendwann aus ihrer Krise herausfinden und wieder zu Entwicklungsschritten in der Lage sind.

Es geht in diesem Buch aber weniger um als „schwierig“ erlebte *Personen* als um *Hilfesituationen*, die von mehreren der darin verwickelten Akteur*innen als belastet, krisenhaft oder unergiebig erlebt werden. Auch der Großteil der 34 *Hilfesituationen*, die wir in den Blick nehmen werden, waren akut von einem Abbruch bedroht oder hatten bereits mehrfach Abbrüche erlitten, in deren Folge sich auf Seiten der Helfer*innen, oft aber auch der Familien, Ratlosigkeit und Resignation ausgebreitet hatten.

Die Fokussierung auf *Situationen* statt auf *Personen* hat den Vorteil, dass Interventionen an ganz verschiedenen Stellen ansetzen können: an den Betreuten ebenso wie an den Betreuenden; an den direkt Betroffenen oder ihrem Umfeld; an der Gestaltung von Orten genauso wie am Finden von passenden Angeboten und Aktivitäten; am Handeln bzw. methodischen Vorgehen ebenso wie am Denken und der Reflexion von eigenen Gefühlen; an gezielten

Planungen ebenso wie an spontanen Experimenten. Irgendetwas im Hilferangement muss sich verändern, damit die Belastungen geringer werden (oder als geringer erlebt werden), aber nicht unbedingt die Person, die als Epizentrum der Krise identifiziert wird und als *schwierig* oder *Systemsprenger*in* bezeichnet wird. Nach einem Diktum von Marianne Meinhold behandeln wir in der Sozialen Arbeit Situationen, nicht Personen (Meinhold 1982), auch wenn klar ist, dass es Personen sind, die gemeinsam mit anderen, aber auch über Sachzusammenhänge, Naturelemente oder mit Tieren Situationen herstellen, weshalb wir uns mit unseren Interventionen an Personen wenden, um hilfreiche Situationen zu arrangieren.

Der Begriff der *Hilfesituation* lenkt unseren Blick zudem auf das Hilfesystem, das sich um das System Familie und ein als schwierig erlebtes Individuum gruppiert hat. Häufig – wenn auch nicht immer – spielt das Hilfesystem eine wichtige, manchmal sogar die zentrale Rolle bei der Aufrechterhaltung und Verschärfung von individuellen oder familialen Problemlagen. Hilfe hilft nicht immer. Hilfe kann ergebnislos verlaufen, als Angriff erlebt werden und zu Schädigungen führen (Schwabe 2021 b). Das werden wir in vielen der hier präsentierten Hilfesituationen sehen (siehe z. B. Hilfesituation 1, 3, 4, 6, 25, 26). Das ist die schlechte Nachricht. Die Gute ist: Deshalb kann man auch über Veränderungen im Hilfesystem, u. a. über ein verändertes Denken und Handeln der Helfer*innen, über die Einführung oder das Aussetzen einer Regel oder die Umgruppierung von Zuständigkeiten etc., Veränderungen im Familiensystem bzw. bei einem Individuum anstoßen.

Wie viele *Hilfesituationen* in Deutschland als schwer belastet gelten und kurz vor dem Abbruch stehen oder schon ein oder zwei Abbrüche erlebt haben, ist nicht einfach festzustellen. Wir wissen, dass zwischen 30 und 40 % aller stationären Hilfen abbrechen, d. h. ohne einvernehmliche Beendigung auseinandergehen (Tornow/Ziegler 2012). Bei rund 90.000 stationär Untergebrachten würden wir damit eine sehr hohe Zahl von bis zu 36.000 erreichen. Freilich brechen nicht alle Hilfen aufgrund schwerer Belastungen ab, manche kommen nie so richtig in Gang oder kleckern aus, ohne dass damit ernsthafte Konflikte verbunden wären. Nach den Berechnungen von Menno Baumann müssen ungefähr 4000 bis 6000 Kinder und Jugendliche als sog. Hochrisiko-Klient*innen oder sog. Systemsprenger*innen eingeschätzt werden. Diese Zahl dürfte wiederum zu niedrig angesetzt sein, da die Belastungen oft schon früher einsetzen und sich über längere Zeit aufschaukeln. Aus der JULE-Studie wissen wir, dass 13,4 % der in (teil-)stationären Einrichtungen betreuten Jugendlichen drei und mehr Einrichtungs- und/oder Maßnahmenwechsel erfahren (Baur et al. 1998, 26 ff). Legt man dieses Kriterium zugrunde, müssten wir also von aktuell jeweils etwa 10.000 belasteten *Jugendhilfesituationen*, wie ich sie hier definiere, ausgehen (freilich kämen die in Familienhilfen nach § 31 SGB VIII noch dazu). Damit ist klar, dass die Relevanz des Buches mit Blick auf Aufgaben der